



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Dame dem Orden : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Hiroshima, den 14. November 1902



Ich habe fünfzehn Minuten Pause zwischen den Stunden und will sie heute dir widmen. Denke nur, wer wieder auf der Bildfläche erschienen ist! Klein Deutschland, der mit an Bord war auf der Herreise! Während der ersten paar Monate nach der Landung verschwendete er eine Unmenge Marken an mich. Schließlich wurde er doch müde, Solo zu spielen. Damals war er auf dem Wege nach einem Kloster in Tibet, um irgendeine alte Sprache zu studieren. Weiß der Himmel, warum er etwas noch Antikeres zu wissen begehrt als seine Muttersprache! Ich glaube, es gibt keinen alten, staubigen, vergessenen Weltwinkel, in den er nicht seine Nase gesteckt hat.

Nun also, du kennst den verhängnisvollen Magnetismus, den ich auf Fossilien ausübe. Sie drehn sich immer ebenso selbstverständlich zu mir wie die Nadel zum Magnet. Was diese Mumie im besondern betrifft, so macht sie keine Ausnahme. Ich schrieb ihm eine formelle, feierliche Antwort und erinnerte ihn mit sanftem Vorwurf daran, daß ich eine Witwe sei, und daß mein Leben der Arbeit gewidmet wäre. (Was für eine Würde!) Es nützte nichts, er bombardierte mich mit Briefen, mit immer stärkeren Ausdrücken und mit immer längern und heißern Zitaten. Im letzten drohte er nach Hiroshima zu kommen.

Tut er's, so werde ich meine Augenbrauen rasieren und meine Zähne schwarz färben. Er spricht sieben Sprachen, und doch versteht er nicht den Sinn des kurzen Wortes Nein.

Jack pflegte zu sagen, daß wenn ein Mann nur Ausdauer genug hat, er die Frau, die er will, kriegt, dem Teufel zum Troß. Ich möchte ihn sehen, Jack, meine ich!

Hiroshima, Weihnachtsabend 1902

Ich stecke tief in Weihnachtsvorbereitungen, und doch — welch seltsames un-natürliches Weihnachten! Hiroshima ist eifrig beim Schmücken für Neujahr. Überall leuchtet's von farbigen Lamptons, Pflaumenblüten und hochroten Beeren. Die kleinen unbedeutenden Straßen sind in Lauben von süßduftenden Farnen und würzigen Tannen verwandelt. Bambusblätter schwanke bei jedem Lüftchen, und die wachsfarbenen Pflaumenblüten senden wonnige Düfte wie Weilchen aus.

Die Kaufleute samt ihren Familien ziehen die buntesten Kimonos an, setzen das reizendste Lächeln auf und grüßen dich mit Ausführlichkeit. Beim Betreten eines Ladens fragt man mich, ob sich meine geehrten Augen herablassen wollen, auf die höchst unwürdigen Waren zu blicken. Bitte, wollen Sie diesem oder jenem einen bewundernden Blick schenken? — Der Preis? — Um! Der Preis ist sehr gestiegen, seit der herrliche Fremde seine geehrten Augen darauf ruhen ließ. (Was

kein Spaß ist!) Ob der Gegenstand gekauft wird oder nicht, das Lächeln, die Verbeugung, die Komplimente bleiben dieselben. Während dieser Zeit hat draußen vor der Tür die Menge beständig zugenommen, bis kein Lichtstrahl mehr herein kann; denn alle sind an meinem Einkauf interessiert vom Karrenschieber bis hinauf zur hochgeborenen Dame. Der Ladeninhaber bleibt geduldig mit den Leuten, bis sie das Licht ausschließen. Dann fordert er sie auf, ihre nutzlosen Körper zum Fluß zu tragen und hineinzuwerfen.

Einmal draußen, bemerkt man einen andern Trupp, und da die Neugier in der Luft liegt, so verrenkt man sich den Hals und probiert näher zu kommen. Der Anziehungspunkt ist ein Mann in fleckenlosem Weiß, der auf einem kleinen Hibachi Bohnenkuchen bäckt. Die Luft ist kalt und beißend, und der Duft des kochheißen würzigen Bohnenteiges macht einen hungrig. Dann kommt der Fischmann mit einem großen flachen Korbe an jedem Ende seiner Stange und bietet eine ff Auswahl an: lange schlüpfrige Aale, herrliche Krabben, rosa wie Sonnenuntergang, und saftige Austern, deren Schalen geschauert worden sind, daß sie weiß leuchten. Rund um den Korb sind Girlanden aus Papierrosen, um die häßlichen Strohränder zu verdecken.

Die Zuckerbuden ziehen einem das Geld aus der Tasche bis auf den letzten Sen, die Spielwarenläden sind eine wahre Pracht. Lustige, fette japanische Puppen, ausgestopfte Karnickel und schiefäugige, schwanzlose Raben fordern Beachtung. Manchmal sieht man eine billige amerikanische Puppe mit Blauaugen und Goldhaar sorgsam unter Glas aufgestellt, und wenn man sich wundert, warum wohl dieses billige Spielzeug so geschätzt werde, fängt man vielleicht einen der anbetenden Blicke eines ernsten, halbverhungerten Kindes auf. Dann ändert man seinen Gesichtspunkt und versteht den Wert der Puppe und wünscht von ganzem Herzen, man könnte jeder kleinen Japanerin auf der Insel ein amerikanisches Püppchen in die Hand drücken.

Es ist schon fast Zeit, meine Weihnachtskiste zu öffnen, ich bin schon ganz kindisch vor Freude. Seit zwei Tagen ist sie bereits hier, und ich bin zehnmal ins Zimmer geschlüpft, um sie anzugucken und zu streicheln. Ach Liebe, wie lang ist schon her, wie grausam lang! Oft weckt mich des Nachts mein eignes Schluchzen auf! Ein und ein halbes Jahr hinter mir — zwei und ein halbes vor mir. Ich erinnere mich, wie Mutter davon erzählte, daß ich am ersten Schultag heimkam und triumphierend rief: Denke nur, ich brauche nun bloß noch zehn Jahre in die Schule zu gehn!

Armes, kleines Dummerle! Sie geht immer noch in die Schule!

Gestern hatte ich einen zweiten Abend für die Mütter des Freikindergartens. Diesmal gab ich eine Vorstellung mit der *Laterna magica* und bediente selbst den Apparat. Die armen unwissenden Frauen saßen ganz verwirrt davor. Keine hatte je ein Klavier gesehen, und viele hatten noch nie einen Ausländer aus der Nähe geschaut. Ich zeigte ihnen wohl hundert Bilder, erklärte durch einen Dolmetscher, bis ich heiser war, gestikulirte und predigte, aber es nützte nichts. Sie blieben stumm und teilnahmslos. Da endlich gab es Bewegung unter ihnen, die Köpfe erhoben sich, die Hälse reckten sich. Ein plötzliches Interesse ging durch den Saal. Und als ich ihren Blicken folgte, sah ich auf der Fläche die Abbildung Christi, wie er unter der Bürde des Kreuzes den Berg hinaufwankt. Die Geschichte war ihnen wohl neu und fremd, aber die Sache selbst so alt wie das Leben. Endlich hatten sie etwas gefunden, das an ihr Leben rührte und ihnen die Tränen des Mitleids ins Auge trieb. Ich werde nun jeden Monat einen Abend für sie veranstalten, ganz gleich, was dafür wegfallen muß.

Nun ist es bald Zeit, unsre Strümpfe aufzuhängen. Miß Lessing und Dixie wollten zuerst nichts davon wissen, aber ich erklärte ihnen, daß ich entweder sehr ausgelassen oder aber schwermütig sein würde, sie hätten die Wahl. Ich muß etwas vorhaben, um die Geister toter Weihnachten zu vercheuchen, darum setze ich meine Narrenkappe auf und klinge mit den Glöckchen. Wenn ich schwach werden will, setze ich mich ans Klavier und spiele: Kommt, ihr Trostlosen! bis ins Unendliche, und das erheitert mich wunderbar.

Ich denke, es wird jetzt bei euch gerade Tagesanbruch sein. Pete kommt auf den Zehenspitzen herein, um Feuer anzulegen. Ich höre ihn sagen: Weihnachtsgabe, Miß Bettie! Weihnachtsgabe, Mister Sam! und die Kinder fliegen in ihren Nachtkleidern wild vor Aufregung im Zimmer herum. Unten im Wohnzimmer liegen die Strümpfe den Wänden entlang, einer am andern, und unter jedem ist ein Haufen Geschenke. Ich sehe das enorme Holzfeuer und die Reflexe im alten Bücherschrank und im langen Spiegel zwischen den Fenstern. In ein paar Minuten, da kommt ihr alle herein: Onkels und Tanten, Vettern und Vasen und die kleinsten voran. Welch ein Lachen und Rufen und Jauchzen! Und vielleicht, mitten drin, spricht jemand von mir, und einen Augenblick wirds still im Zimmer, und die Sehnsucht zieht durch die Herzen — dann aber geht das Vergnügen weiter, toller denn je. Nun wohl, bin ich auch körperlich auf der falschen Seite der Erde, so bin ichs nicht im Geist, sondern reiche mit meinen Armen glatt um die ganze Welt herum und rufe: Gott segne euch alle!

Hiroshima, März 1903

Sicherlich werde ich noch fluchen, ehe dieser Brief beendet ist; denn diese Feder ist — um gottlos zu reden — vercheuft schlecht. Nein, wie lieb und unartig das Wort aussieht! Ich habe so viele Choräle, so viele brüderliche und schwesterliche Gespräche gehört, daß es ist, wie wenn man einen alten guten Freund trifft.

Nun ist die Kirschblüte bald wieder da; die Tage, die Wochen entschlüpfen und werden zu Monden, bevor ichs mich versehe. Ich arbeite mit Woll Dampf und staune manchmal, wie ichs aushalte. Dabei lasse ich mir nicht die geringste Zeit zum Heimweh, wenn auch der Körper vor Müdigkeit zittert und jeder Nerv nach Ruhe seufzt. Weiter muß ich, immer weiter; denn nur zu leicht schleichen die gesürchteten Erinnerungen herbei und umschließen mich, bis es finster in mir wird. Von früh bis spät gilt es einen endlosen Kampf gegen den Strom.

Arbeit ist das einzige, was mich vor dem Nachdenken bewahrt, und ich bin entschlossen, nicht nachzudenken. Wahrscheinlich bin ich hier so zufrieden, wie ich überhaupt sein kann. Man ganzes Herz hängt am Kindergarten und an seinem Erfolg. Vielleicht kommt der Tag, an dem meine Arbeit voll genügt, um meiner Seele Sehnen zu befriedigen. Aber noch ist er nicht da!

Fast beneide ich die guten Leute hier, die fest in ihrem Gebete stehn und sich im übrigen nichts kümmern lassen. Sie wissen, was sie wollen, und sind zufrieden, wenn sie es bekommen. Aber ich, ich möchte den Mond und die Sterne und die Sonne noch nebenbei.

Wenn es mir zu eng wird, und alles dunkel scheint, dann fliehe ich in die Wälder. Ich wußte nicht, was die Bäume und der Wind und der Himmel wirklich bedeuteten, bis ich hierherkam und sie meine Freunde wurden. Ich glaube, man muß allein und ein wenig einsam sein, wenn die Natur ihre Geheimnisse flüstern soll. Kannst du dir einen gewissen Philister vorstellen, wie er auf einen Hügel steigt, um den Sonnenaufgang zu sehen, und sein Abendbrot versäumt, um den

Untergang zu genießen? Ich studiere sogar die kleine Botanik, die Jack mir mitgab, obwohl Zeit und Geist gleich beschränkt sind.

Und da ich von Jack spreche, möchte ich bemerken, daß es gar nicht nötig ist, daß ihr alle solch drückendes Schweigen über ihn bewahrt! Vor drei Monaten schriebst du mir, daß er nicht wohl sei, und daß er mit dir und deiner Schwester nach dem Süden inge. Er muß schon hübsch krank sein, um seine Arbeit nur für eine Woche einzustellen. Ich habe euch gezeichnet, wie ihr mit einem Laib Brot und einem Krug Wein unter den Büschen sitzt und einander nach Herzenslust Gedichte vordeklamiert.

Du meinst, wenn ich heimkäme, könnte ich auf meinen Lorbeeren ausruhn. Nein, danke, lieber in einem Lehnstuhl neben einem Krug Limonade, allen neuen Büchern und einem kleinen Neger, um mich zu fächeln.

Mrs. Heath hat mich für diesen Sommer nach Wladiwostok eingeladen, und ich werde auch gehn, vorausgesetzt, daß die Cholera nicht schlimmer wird. Wir fürchten uns so sehr davor, daß wir fast die Kuh kochen, ehe wir ihre Milch trinken!

Unter unsern hiesigen Delikatessen sind roher Fisch, Pastinake in Essig, Seegrass und Bohnenkuchen. Wie unsere alte Magd zu sagen pflegte: Ich habe mich so „aklimasiert“, ich könnte einen Gummischuh essen!

Wenn mir meine Frühlingstiste geschickt wird, so ordne bitte an, daß man einige duftige, weiße Kleider mit halben Ärmeln einpackt. Außerdem brauche ich eine Menge hübscher Bänder und einen weißen Gürtel. Ich las in der Zeitung, daß „gepreßtes Leder“ jetzt das richtige sei. Es klingt wie etwas gutes zu essen, aber wenns zum Anziehen ist, so schick es nur.

Wenn ich noch eine einzige Zeile mit dieser Feder schreibe, so verderbe ich mir meinen Charakter für immer und ewig. Adio!

Hiroshima, Mai 1903

Also die Katastrophe trat ein, und wir waren fast eine Woche lang Gefangne. Es war nicht richtige Cholera, aber nah genug daran, um uns allen Todesangst einzujagen. Eva und der Apfel waren beide jung und grün, und die Zusammenwirkung erzeugte Unglück. Als der Doktor kam, schickte er die Eva in das Untersuchungs-hospital, während wir isoliert und von fünf kleinen Schutzmännern bewacht wurden, die uns kaum erlaubten, den Mund aufzumachen aus Furcht, wir könnten einen Keim verschlucken. Wir wurden ausgeräuchert und halb gesotten, bis wir die reinen Dampspuddings waren. Niemand durfte herein oder hinaus, man reichte uns unser Gemüse in einem Korbe an einer langen Bambusstange über die Mauer. Wir banden Briefchen an Ziegelsteine und warfen sie unsern Nachbarn zu. Glücklicherweise waren die Diensthöten auch mit abgeschlossen. Jeden Tag aber kam ein kleiner Mann mit vielen Messingknöpfen und einer fetten Stimme, der sich angelegentlich nach unserm geehrten Innern erkundigte.

Ich versuchte jedes Mittel, um zu einem Spaziergang hinausgelassen zu werden. Zuerst schickte ich einen Topf voll dampfenden Kaffees, meine hübschesten Tassen und einen Teller Kuchen ins Wächterhaus. Die Antwort kam: Es ist uns verboten, Getränke und Essen in einem infizierten Hause zu berühren! Dann probierte ichs mit Knopslochsträußchen, und als auch das fehlschlug, erklärte ich in Verzweiflung, daß ich Krämpfe bekäme, wenn ich nicht regelmäßig tägliche Bewegung im Freien hätte. Das half, und die fremden Lehrerinnen bekamen die Erlaubnis, sich täglich eine halbe Stunde im Freien ergehen zu dürfen unter der Bedingung, daß sie mit niemand sprächen.

Die Eva aber war außer Bett und mopsfidel, lange ehe die Schulpforten geöffnet wurden.

Während wir gefangen waren, machte ich mich über allerlei liegengebliebenen Kram: stückte, stückte, stopfte, schrieb Briefe und sägte zwei Bäume um. Das letzte freilich lag mir nicht gerade, aber die Bäume waren von Raupen zerfressen, und da es niemand tun wollte, machte ich mich eben selber darüber. Mein Schutzmann stand voll Bewunderung daneben, aber wollte durchaus nicht mit Hand anlegen, aus Furcht, er könne unwissentlich einen seiner Ahnen ermorden.

Du würdest lachen, wenn du mich haushalten sähest mit einem Kochbuch, Haushaltungsbuch und einem Diktionär. Letzthin bestellte ich beim Koch „Verlorne Eier“, und die Magd servierte sie in einer riesigen Pfanne voll Wasser.

Hunderfünf und zwanzig gelbe Röchlein warten auf mich, darum lebe wohl für heute!

Wladiwostok, Sibirien, Juli 1903

Freilich hatte ich nicht beabsichtigt, dir so ewig nicht zu schreiben, aber der Schluß und die Vorbereitungen zur Abreise machten mich ganz kaputt. Besinnst du dich auf das alte Negerlied: „Wünsch, ich wär im Himmel, wo man sitzen kann!“ Danach ging auch mein ganzes Streben, und es wurde mir erst recht klar, als ich zu Mrs. Heath kam, die mich in eine Hängematte in der stillsten Ecke der Veranda legte und zwei Tage lang in seligster Ruhe hielt.

Die Luft ist ebenso erfrischend wie früher und die Hügel ebenso grün, und die Lichter und Schatten tanzen über die Bucht gerade wie früher. Wir spielen Tennis und Golf, machen Picknicks und Segelbootausflüge und haben beständig was Lustiges vor, aber es dünkt mich nicht mehr so lustig wie letztes Jahr. Es ist nicht eigentlich Heimweh, obwohl dieses chronisch ist, es ist ein beständiges Sehnen nach ich weiß nicht was. Objektiv betrachtet ist die Welt eine lärmende, lustige Schauflistung, aber anstatt sie vom Balkon des ersten Ranges zu belächeln, passiert es mir stets, Mitspielerin zu werden.

Wir sind alle sehr interessiert an dem Bau eines Forts, das die Russen nicht weit von hier auf einer Insel errichten. Sie bestehn darauf, daß es keinen Krieg geben wird, und doch unterminieren sie den Hafen und bauen Tag und Nacht an Befestigungen. Sobald es dunkelt, sieht man, wie die Wachtlichter den Hafen absuchen nach allem, was nicht gut russisch ist. Hoffentlich komme ich ebenfugot zurück, wie ich herkam.

Erzählte ich dir schon, daß ich reichlich zwei Tage in Korea war? Ich hatte schon viel von diesem Erdbebenlande gehört, aber ich hatte nie gehofft, es wirklich zu sehen. Die Leute wohnen in ganz schrecklichen kleinen Erdhäusern, ihre Armut ist herzbewegend. Keine Straßen, keine Pfade, nichts als ein Nebel von Trostlosigkeit, der alles einhüllt. Die Hilflosigkeit der Leute, ihre Unwissenheit und Einsamkeit sind entsetzlich.

Die Kiste von zu Hause war mehr als befriedigend. Ich habe all die hübschen Sachen mit Wonne getragen. Der Hut, den die Schwester schickte, war so groß wie ein Drehrad; eine starke Hutnadel und Windstille sind alles, was ich brauche, um damit ins Schlaraffenland zu gelangen. Sie schrieb, er sei mäßig groß; jedenfalls ist er hübsch, und wenn ich ihn aufsetze, sieht mein Gesicht aus wie ein rosiges Vollmond, der hinter einer wolligen, schwarzen Wolke hervorkommt. Ich habe mich erst im stillen üben müssen, bis ich ihn richtig balancieren konnte.

Bis Ende Juli werde ich hier oben bleiben, und dann gehe ich vielleicht nach Schanghai mit der Schwester von Mrs. Heath, die dort wohnt. Ich habe sie sehr gern, und ich weiß, ich würde es dort riesig gut haben. Freilich komme

ich mir wie eine Subskriptionsliste vor, wenn ich mich so herumschicken lasse, aber ich muß etwas vorhaben, wenn ich ohne Arbeit bin. Jetzt rufen sie mich vom Tennisplatz her, also muß ich aufhören.

Schanghai, China, August 1903

Heute früh geht die Post ab, und ich will diesen Brief auf alle Fälle schreiben, und wenn ich zehnmal das Spiel dadurch verderbe. Wie du siehst, bin ich in Schanghai, dieser wunderbaren, großen Vorstudie von Chicago, die sich ungefähr ebenso sonderbar in ihrer Umgebung ausnimmt wie ein seidner Hut auf einem Heuhaufen. Hier gibts wundervolle Boulevards, riesige Häuser, feine Häuser und alle belebt von einer Menge gelber Orientalen. Jede Nationalität ist hier vertreten, und man trifft sich, vermischt sich und trennt sich in einem stets wechselnden Gedränge. An jeder Ecke steht ein großer, majestätischer Scheit — sein Kopf ist mit vielen Metern dunkelroten Tuches umwunden —, der den Verkehr und die Menge dirigiert. Die Straße hinunter kommt ein Regiment englischer Soldaten, so großartig, so energisch, daß man ihre Siege wohl begreift. Den allgegenwärtigen Russen kennt man an jeder Bewegung, stumm und ernst, aber selbst im geringsten ebenso unbarmherzig und gierig wie das Land, das er repräsentiert. Franzosen und Deutsche, und vor allen Dingen der unbezwungne Amerikaner, vervollständigen das Panorama, und die Wirkung ist derartig, wie man sie wohl nirgends sonst auf dem Globus findet.

Ich glaube, wenn meine lieben Missionsbrüder wüßten, wieviel Theater, Välle und Diners ich besuche, sie würden meinen, ich befände mich auf der Schlittenbahn in die Hölle. Dem ist nicht so, aber ich lasse meinem Pendel einen guten Schwung geben, damit ich huldvoller, als ich ging, zurück ins Feld und zu den Kinderharmonikas und dem Choralsingen komme. Es ist merkwürdig, denk nur, als tägliches Brot kann ich die Heiligen besser vertragen als die Sünder.

Meine Freunde, die Carters, wohnen mitten auf dem Quai, dem Meere gegenüber. Sie halten viele liebe Pferde und Personal und treiben einen Luxus, wie ihn nur der Orient bieten kann. Jeden Morgen, ehe ich aufstehe, kommt ein bepantoffelter Chinese in seiner vollen Livree an mein Zimmer und verkündet feierlich: Miffy, Bad ist bereit! Schöner Morgen! Guten Tag! Von diesem Augenblick an erlaubt man mir kaum, mein Taschentuch selbst zu tragen.

Die Straßen in dieser Gegend sind prachtvoll, und wir fahren stundenlang an großen Landhäusern vorbei, die alle in englischem Stil gebaut sind. Aber es gibt einen graufigen Zug in der Landschaft, das sind die chinesischen Gräber. Auf dem Felde, in den Vor- und Hinterhöfen, auf den Landstraßen dient jede kahle Stelle, die groß genug ist, einen Kasten aufzunehmen und ihn mit ein wenig Erde zu bedecken, als Begräbnisstätte.

Es interessiert mich das alles, und ich genieße es in gewisser Weise, aber, Gefährtin, es nützt nichts, dir vorzusuntern: in meinem Herzen ist eine Unruhe, die mich manchmal fast verrückt macht. Es gibt eben nichts unter Gottes Sonne, das eine Frau für verlorne Liebe und Heimat entschädigen kann. Es ist ganz schön, die Menschheit zu lieben, aber ich bin halt zur Spezialistin geboren. Das Vergangne ist zwar mit der Wurzel ausgerissen, aber die schreckliche Leere bleibt. Nicht, was gewesen ist, schmerzt mich, sondern das, was nicht ist.

Dieser letzte Satz klingt malariaverdächtig — ich gehe stracks auf mein Zimmer und nehme eine Chininpille.

Soochow, August 1903

Also, Kameradin, dies ist der erste Brief, den ich dir wirklich aus China schreibe, Schanghai zählt nicht. Soochow ist erst das richtige. Die unaussprechliche Quantität und Qualität von Schmutz übersteigt alles dagewesene. Schmutz

und kleine Kinder — hier gibts Millionen kleine Kinder — unter den Füßen und an den Fersen, jeder Winkel, jede Ecke ist voll davon.

Von Schanghai nach Soochow ist nur eine Nachtreise, und da ich eine Einladung für über den Sonntag hatte, entschloß ich mich, es zu benutzen. Du solltest das Boot sehen, worin ich herkam. Sie nennen es ein Hausboot, aber es ist eine mir ganz neue Konstruktion. Unten sind Zimmer, jedes mit einem Brett, auf dem man schlafen soll. Jeder Passagier bringt sein eignes Bettzeug und seine Nahrung mit. Im obern Teil des Bootes ist eine Art Verdeck, hoch genug, daß ein Mann darin sitzen kann, und dorthin drängen sich Hunderte aus der niedern Klasse. Ein Schlepper zieht sieben oder acht solcher Boote zugleich. Ich will dich lieber nicht bitten, dir die Verfassung der Boote auszudenken. Ich mußte es aushalten, weil ich darin war, aber du bist es nicht.

Wir verließen Schanghai bei Sonnenuntergang. Ich zog mich, soweit ich konnte, von der Menge zurück und versuchte, meine niedrige Umgebung zu vergessen. Die Segel der tausend chinesischen Fahrzeuge hoben sich schwarz und groß von dem roten Himmel ab, während sie lautlos vorbeiglitten. Im dämmerigen Lichte aber las ich an einem mächtigen Schoner: The Mary, Boston, U. S. A. O wie mein Herz hinüberjauchzte zu der Mary, Boston, U. S. A.! Es war das einzige in dieser ganzen unbekanntn Welt, das meine Sprache sprach.

Als ich in mein Zimmerchen ging, fand ich, daß ein nettes kleines Chinesenmädchen in einer langen Jacke und in glänzenden, schwarzen Hosen es mit mir zu teilen hatte. Das war eine wahre Erleichterung; denn ich fühlte mich einsam und ein wenig bange. Und als ich entdeckte, daß sie etwas Englisch konnte, hätte ich sie am liebsten umarmt. Wir breiteten unser kaltes Abendbrot auf meiner Kleiderschachtel aus, stellten unsre einzige Kerze in die Mitte und begannen das Mahl. Die kleine Miß Jzy war gar nicht so schön, wie sie aussah, und was ihr an Vokabeln fehlte, das machte sie an lebhaften Gebärden wieder wett. Wir gerieten in ein schallendes Gelächter über unsre Anstrengungen, einander zu verstehen, und sie war ebenso wißbegierig bezüglich meiner Kleidung als ich bezüglich der ihrigen. Sie sah mir mit ungeheucheltem Vergnügen zu, wie ich mich auszog, indem sie den langwierigen Prozeß sorgfältig verfolgte. Dann erhob sie sich, löste ein einziges Band, stieg aus ihrer Jacke und Hose heraus, stand für einen Augenblick in einem weißen Anzug da, der gerade wie die äußern Gewänder gemacht war, warf lustig ihre winzigen Pantoffeln in die Luft und rollte in ihr Bett. Freilich weiß ich nicht, ob es so allgemein in China Sitte ist, aber jedenfalls wird es der kleinen Miß Jzy niemals ergehen wie jener alten Dame, die Selbstmord beging, weil sie des vielen Auf- und Zuknüpfens überdrüssig war.

Am nächsten Morgen landeten wir in Soochow, draußen vor der Stadtmauer. Man sagt, diese Mauer sei mehr als zweitausend Jahre alt, sie sieht auch so aus, und die Kanonenlöcher am obern Rande geben ihr das Aussehen, als ob sie alle ihre Zähne verloren hätte. Alles ist hier so alt, daß ich mir wie ein neugeborenes Kind vorkomme. Ich habe mir fast die Beine abgelaufen, um alles zu besichtigen: große Pagoden und kleine Pagoden, Mamabuddhas und Papabuddhas und Babybuddhas, die alle ihren Bettern und Basen in Japan sehr ähnlich sehn.

Soochow ist eine Ansammlung von engen Gassen, über denen sich die Dächer fast berühren, und in denen die Leute zu Millionen herumischwärmen, die Händler ihre Waren ausschreien, die Kaufherren einem ihre Vergünstigungen aufdrängen, die Kinder quieken, die Bettler ihre kranken Glieder zur Schau stellen und mitten hindurch die Kulis ihre Chaisen tragen und die Menge vor sich her auseinander-treiben.

In vielen Tempeln hängen die Priester Glocken auf, die der Wind läutet, die sollen die bösen Geister verjagen. Ich finde, das ist eine unnötige Vorsichtsmaßregel; denn das müßte ein blöder Geist sein, der nach China zurückkehrte, nachdem er einmal entkommen ist.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. April 1909

(Die innerpolitische Lage und der Kampf um die Reichsfinanzreform während der Osterferien des Reichstags.)

Die Pause, die wegen des Osterfestes in den parlamentarischen Arbeiten eingetreten ist, hat diesmal nicht den Charakter einer wirklichen Ruhepause. Denn es gilt, die Entscheidungen vorzubereiten, die nach Ostern recht bald werden fallen müssen. Jetzt erst setzt der wirkliche Kampf ein, der über das Schicksal der Reichsfinanzreform entscheiden muß. Wie wird er enden?

Man begegnete in der Presse öfter dem Tadel, daß die Regierung nicht früh und nicht energisch genug in den Kampf eingegriffen habe. Hätte sie — so ist die Meinung — die Dinge nicht laufen lassen, so wäre die ungeheure Zerfahrenheit, die jetzt von allen bürgerlichen Parteten unliebsam empfunden wird, nicht eingetreten, und die Reichsfinanzreform wäre längst über den Berg. Ja, so sagt man wohl! Aber um den Wert dieser Ansicht zu messen, braucht man sich nur die Leute, die sie vertreten, näher anzusehen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leute, die am ersten mit dem Vorwurf bei der Hand sind, die Regierung habe geschwankt und nichts getan, immer dieselben sind, die über die Rückständigkeit unsrer politischen Einrichtungen im Punkte der politischen Freiheit klagen, konstitutionelle Garantien und parlamentarische Regierung fordern und überall ein persönliches Regiment, sei es des Kaisers, sei es des Kanzlers, wittern. Man erlebt ähnliches schon in kleinen Verhältnissen. Die braven Bürger, die am Stammisch am lautesten über Polizeiregiment und die Einmischung der Behörden in Privatverhältnisse schimpfen, sind die ersten, die bei jeder kleinen persönlichen Unannehmlichkeit nach der Polizei rufen. Warum sollte die Regierung bei der Reichsfinanzreform eingreifen? Sie hatte dem Reichstage Vorlagen gemacht, über deren Einzelheiten man verschiedener Meinung sein konnte, die aber jedenfalls mit solcher Sachkenntnis aufgestellt und so durchdacht waren, daß für ihre Rechtfertigung keine geeignetere Methode gewählt werden konnte als das ruhige Abwarten, ob die zur Beratung der Vorschläge berufene Volksvertretung die Sache würde besser machen können. Die Regierung hatte keine Veranlassung, die Arbeit des Reichstags, dem nach der Verfassung die Beratung der Reformvorlagen oblag, anders zu beeinflussen als durch die ordnungsmäßige Vertretung in den Kommissionssitzungen, oder gar den Parteien, die nur an sich selbst und nicht an das große Ganze dachten, die Verantwortung für ein etwaiges Scheitern des Werkes abzunehmen. Es war ganz richtig, daß die Regierung den Reichstag zunächst seinen eignen Drei Kochen ließ, wie es verfassungsmäßig und notwendig war. Hätte der Reichstag wirklich etwas brauchbares zustande gebracht durch zweckmäßige Vorschläge, die er an die Stelle der Regierungsvorlagen setzte, so konnte mit einem gewissen Recht